
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 31. 1889.

Hoher Einsatz.

Roman
von
Ludwig Habicht.

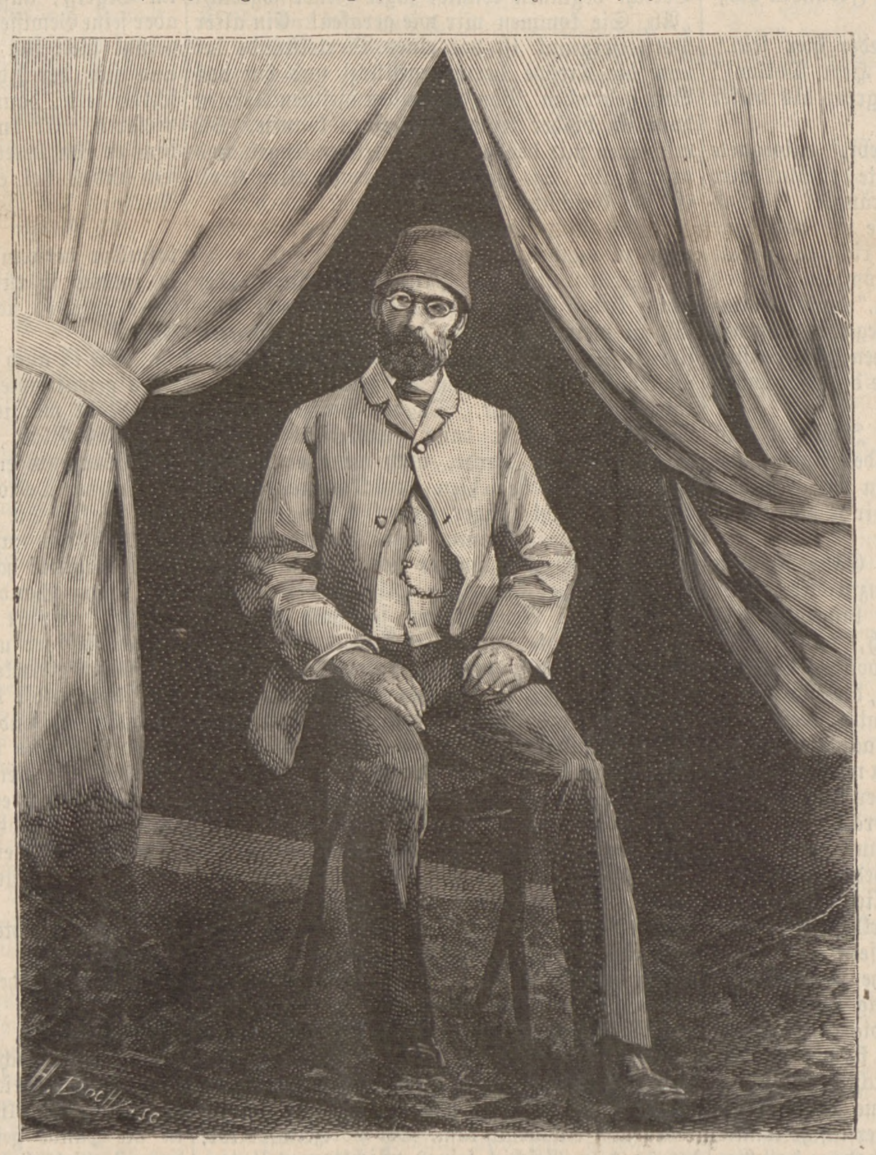
(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Durch die Aeußerung des Chevaliers über den Geruch des Wassers wurden andere Gäste auch aufmerksam, und die Freundin der alten Gräfin ergriff jetzt neugierig das Glas, hielt es prüfend an die Nase und rief dann ganz erschrocken aus: „Mein Gott! Sie haben Recht, Herr Chevalier, das riecht nach Mandeln! Am Ende enthielt es Gift, und meine arme alte Freundin — !"

Weiter kam die Dame nicht; Margareth, die am Arme ihres Verlobten nach der Thüre schwankte und mehr von ihm getragen wurde, als daß sie ging, hatte dies Wort noch gehört, sie wandte sich zum Tode erschrocken noch einmal um und rief entsetzt: „Was sagen Sie? Gift? O, das ist unmöglich!" Sie riß sich von ihrem Bräutigam los und eilte in höchster Aufregung zu der Leiche zurück. Holmgren folgte ihr langsam und mit gerunzelter Stirn; er war sehr unwillig darüber, daß durch diesen unbesonnenen und thörichten Ausruf der alten Dame seine arme Margareth von Neuem in die furchtbarste Aufregung versetzt wurde.

Sophie wurde durch dieses Wort ebenfalls tief beunruhigt und erschüttert; sie hatte ja schon einmal schaudernd erlebt, daß ein geliebter Mensch in ihrer Nähe vergiftet worden, und welch' schwere, vernichtende Folgen sich daran für einen völlig Unschuldigen geknüpft hatten. Sollte sich jetzt das Unglück wiederholen? ... Sie näherte sich deshalb ebenfalls wieder dem Tische und wandte sich vorwurfsvoll mit den Worten an die alte Dame: „O, was haben Sie gesagt? Wie dürfen Sie eine solch' schreckliche Vermuthung aussprechen?"

Nun entgegnete die Andere ein wenig gereizt: „Ich weiß schon, was ich gesagt habe, und ich berufe mich auf den Herrn Doktor, der meine Vermuthung bestätigen wird;" sie ergriff dabei von Neuem das Glas und es Holmgren eifrig hinhaltend, setzte sie hinzu: „Prüfen Sie selbst; ich habe in meiner Familie schon einmal einen solchen Fall erlebt; ich kenne diesen Geruch, es ist ein schreckliches Gift — es ist Blausäure."


Emin Pascha (Dr. Schnitzer). (S. 213)

Mit ungläubiger Miene nahm Doktor Holmgren das ihm dargereichte Glas in Empfang; aber er mußte jetzt doch seinen Inhalt sorgfältiger prüfen, als das erste Mal, um die unsinnige Behauptung der alten Dame widerlegen zu können. Er roch bedächtig an dem Inhalt des Glases und er mußte unwillkürlich leise den Kopf schütteln. Das Selterswasser hatte jenen Geruch von bitteren Mandeln, der immer verdächtig blieb, und bei dem die Annahme, daß es wirklich Blausäure enthalte, gar nicht ausgeschlossen war. „Das Glas kann wirklich Gift enthalten," sagte er sehr ernst; „aber wie wäre es hineingekommen?" setzte er sinnend und befremdet hinzu.

„O, sage das nicht!" rief Margareth ganz erschrocken, und ihre Augen ruhten voll grenzenloser Unruhe auf dem Geliebten, denn die Ahnung durchzuckte sie plötzlich, daß ihm selber dadurch eine Gefahr drohe, sobald sich seine Vermuthung bestätigen sollte.

„Eine chemische Untersuchung wird dies ja genauer feststellen. Ich werde sie sofort vornehmen lassen, um jede Verdunkelung der Sache unmöglich zu machen," entgegnete Holmgren, und er hatte seine gewohnte Ruhe rasch wieder gewonnen. „Aengstige Dich nicht, Margareth, wie peinlich auch die ganze Angelegenheit ist, sie muß völlig klargestellt werden, nachdem einmal das verhängnißvolle Wort ‚Gift' gefallen ist. Das sind wir uns selbst, das sind wir der Welt schuldig."

So umsichtig und besonnen wie damals, als es sich darum gehandelt hatte, die Beschaffenheit der Ehrenreich'schen Me=

dicin festzustellen, ging jetzt Doktor Holmgren zu Werke; er ließ sich eine kleine Flasche geben, spülte sie sorgfältig aus und erbat sich dann den Siegelring des Chevaliers, um mit demselben den Inhalt der aus dem Glase gefüllten Flasche zu versiegeln. Er that das alles mit jener ruhigen, überlegenen Sicherheit, die ihm eigen war. „So, die Sache wäre in Ordnung," sagte er dann, und sich zu Margareth wendend setzte er hinzu: „Entschuldige mich, ich bin gleich wieder hier." Damit wollte er sich von seiner Braut verabschieden, die bleich und völlig fassungslos in einen Sessel gesunken war und um die sich Sophie vergeblich bemühte, ihre Angst, ihre grenzenlose Unruhe zu beschwichtigen.

„Mir ahnt es, uns droht eine große Gefahr," murmelte sie nur leise vor sich hin; aber als sich jetzt Holmgren entfernen wollte, rief sie erschrocken: „Nein, geh' nicht, bleibe bei mir. Ich fürchte, ich sehe Dich nicht mehr wieder."

„Kind, wie kommst Du zu solchen Vorstellungen?" fragte der Doktor verwundert; „ich gehe ja nur bis zur Apotheke und bin in einer Viertelstunde zurück."

„Aber Du kommst wieder, nicht wahr, Du kommst wieder?" bat die Comtesse und heftete ängstlich ihre braunen, heute vom Weinen ganz gerötheten Augen auf ihren Bräutigam.

„Gewiß, ich will ja nur dem Apotheker die Flasche übergeben. Die Sache muß nothwendig festgestellt werden."

„Dann gehe — nur bleibe nicht lange, ich hab' ja jetzt nur noch Dich und die gute Sophie," sie streckte ihm mit einem schmerzlichen Lächeln zum Abschied die Rechte entgegen, während sie mit ihrer Linken die Hand ihrer Freundin herzlich drückte.

„Gewiß werde ich bald wieder hier sein."

„Darf ich Sie begleiten, Herr Doktor?" wandte sich Josipovic an Holmgren, als dieser sich nunmehr entfernen wollte.

„Bitte, wenn es Ihnen beliebt," entgegnete Holmgren kühl. Was beabsichtigte der Slavonier damit, daß er sich plötzlich aufdrängte? Geschah es aus Mißtrauen und glaubte er, daß ohne seine Ueberwachung nicht der richtige Inhalt der Flasche zur Untersuchung kommen würde? „Der Mann kann unbesorgt sein," dachte Holmgren, und wenn er nicht breits gegen den Chevalier einen tiefen, unüberwindlichen Widerwillen empfunden, so hätte jetzt derselbe den Höhepunkt erreicht.

„Ich danke Ihnen," sagte Josipovic sehr artig, ohne sich von der Kälte des Andern beirren zu lassen. „Ich habe in der Apotheke etwas einzukaufen, so können wir ja zusammen gehen."

Auch die anderen wenigen Gäste schickten sich jetzt an, den Heimweg anzutreten. Der plötzliche Todesfall machte ein längeres Verbleiben hier ohnehin unmöglich, man fühlte, daß die Comtesse allein sein wollte, und zugleich empfand Jeder den Wunsch, die Schreckenspost daheim und unter Bekannten weiter zu verbreiten. Das war ja eine Nachricht, die in Arco allgemeines Interesse erregen mußte! Unterwegs suchte der Chevalier in seiner glatten, einschmeichelnden Weise ein Gespräch mit dem Doktor anzuknüpfen, der ihm nur kurze, einsilbige Antworten gab. Die Gedanken Holmgren's waren nur auf den plötzlichen Todesfall gerichtet. Wenn das Glas wirklich Gift enthielt, wie kaum noch zu bezweifeln war, dann blieb es räthselhaft, auf welche Weise es in das Glas gekommen war? Lag hier irgend ein Versehen vor, oder hatte die alte Gräfin freiwillig den Tod gesucht, weil sie die voraussichtliche Trennung von ihrer Nichte nicht überleben wollte? — Diese Annahme allein blieb stichhaltig, denn die Selterswasserflasche konnte unmöglich Blausäure enthalten haben, das Geschwätz des Slavoniers störte den Doktor nur in seinem Grübeln, und er war daher froh, als man die Apotheke erreicht hatte, und er nun hoffen durfte, den Lästigen los zu werden. Derselbe blieb aber, auch nachdem er seinen kleinen Einkauf gemacht hatte, und schien den Ausgang der chemischen Untersuchung ebenfalls abwarten zu wollen, denn er hatte es sich auf einem Sessel bequem gemacht und plauderte mit dem Provisor eifrig weiter, während der Apotheker selbst sogleich an seine Arbeit ging. Es kostete diesem wenig Zeit, um festzustellen, daß die Flüssigkeit des Glases wirklich Blausäure enthalte, wie Holmgren bereits angenommen hatte, und ein vorgenommener Versuch mit einem jungen Kaninchen hatte die Folge, daß es auf der Stelle starb.

„Also doch Gift," sagte Josipovic, als er den Ausgang der Untersuchung erfuhr und warf dabei Holmgren einen eigenthümlichen Blick zu, den dieser wenig beachtete. Es war jetzt Holmgren's Pflicht, der Behörde sofort von dem Falle die nöthige Anzeige zu machen, und da er einmal in der Nähe des Polizeigebäudes und es ohnehin bereits eine vorgerückte Stunde war, hielt es der Doktor für nöthig, erst die Angelegenheit zu erledigen, ehe er zu seiner Braut zurückkehrte. Der Chevalier empfahl sich jetzt mit der größten Artigkeit und sprach die Hoffnung aus, daß er bald das Vergnügen haben werde, den Herrn Doktor wiederzusehen, Holmgren dagegen begnügte sich mit einem kurzen „Guten Abend".

Der Polizeibeamte empfing den jungen Arzt mit großer Freundlichkeit, denn Beide waren gute Bekannte, und noch ehe Holmgren seinen Bericht beginnen konnte, sagte Jener sogleich: „Ah, Sie kommen mir wie gerufen! Ein alter Polizeisergeant ist vor einer Viertelstunde bei uns die Treppe heruntergestürzt und hat das Bein gebrochen. Von den beiden hiesigen Aerzten habe ich bisher keinen auftreiben können, Sie erscheinen mir deshalb als rettender Engel, und nicht wahr, Sie helfen dem armen alten Kerl, eh' die Geschichte immer schlimmer wird?"

„Ich kam eigentlich, um Ihnen eine Anzeige zu machen."

„Später stehe ich gern zu Diensten; aber jetzt, lieber Doktor, bitte ich Sie recht sehr, sich zu meinem Kranken zu bemühen. Wenzel, führen Sie den Herrn Doktor zu dem Alten," wandte er sich zu einem Polizeidiener, der gerade anwesend war. Da der Polizeiinspektor versicherte, daß er dann gleich seine Anzeige entgegennehmen werde, auch wenn er noch so spät von dem Verletzten zurückkomme, mochte Holmgren nicht länger zögern, diesen erst aufzusuchen. Der Beamte hatte Recht; für die Anzeige blieb noch immer Zeit, hier aber gab es eine Sache, die rasche Hilfe forderte. Als er dann den Verwundeten sah und sich mit ihm beschäftigte, trat alles Andere für ihn in den Hintergrund, er vergaß selbst sein Margareth gegebenes Versprechen baldiger Rückkehr; die Pflicht des Arztes nahm ganz allein seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Hier war in der That seine Anwesenheit dringend nothwendig, jeder Augenblick der Verzögerung hätte den Zustand des Verunglückten verschlimmert. Der Fall war ohnehin sehr bedenklich, denn der arme Mann näherte sich bereits den Siebenzigern, und hatte bei seinem Sturz von der Treppe nicht nur das Bein gebrochen, sondern auch eine innere Erschütterung erlitten und lag völlig bewußtlos da.

Holmgren hatte länger als eine Stunde mit dem Aermsten zu thun, und selbst, nachdem er den Verband angelegt und eine Medicin verschrieben hatte, wagte er noch nicht, den Kranken zu verlassen, bei dem jetzt ein heftiges Wundfieber zum Ausbruch kam. Der Polizeiinspektor, der an dem Geschick seines pflichttreuen Unterbeamten den lebhaftesten und herzlichsten Antheil nahm, fand sich jetzt selbst im Krankenzimmer ein, um sich nach dem Befinden des guten Alten zu erkundigen. „Sie noch hier, lieber Doktor?" fragte er erstaunt. „Ich habe Sie vergeblich zurückerwartet, obwohl ich heute um Ihretwillen weit später als sonst mein Amt geschlossen habe."

„Ich konnte nicht eher fort."

„Und ich danke Ihnen," sagte der Inspektor und drückte dem Arzt die Hand. „Sie haben ein gutes Werk gethan, das werde ich Ihnen nicht vergessen. Und Sie hoffen, daß Sie meinen braven Alten durchbringen werden?" setzte er leise hinzu und warf dabei einen besorgten Blick auf den Verwundeten, der mit geröthetem Antlitz und zuckenden Lippen seine Fieberphantasien hervorkeuchte.

„Ich hoffe es; aber ich muß ihn noch eine kleine Weile beobachten."

„Dann bleibe ich auch hier," sagte der Inspektor und nahm an der Seite des Doktors Platz. „Und welchem glücklichen Zufall haben wir es zu verdanken, daß Sie sich bei mir einfinden?" setzte der junge Beamte lebhaft fragend hinzu.

„Ich hatte Ihnen eine Todesanzeige zu machen. Gräfin Trautenbach ist plötzlich gestorben," antwortete Holmgren, zugleich fiel ihm Margareth und sein gegebenes Versprechen wieder ein, und er wurde unruhig. Sie würde ihn gewiß voll Ungeduld erwarten und sein längeres Fortbleiben sich nicht erklären können. Er sah nach seiner Uhr; es war fünf Minuten vor Zehn. Wenn er sie heute noch aufsuchen wollte, dann war es die höchste Zeit; er war schon im Begriff, aufzuspringen und hinwegzueilen, aber seine Gewissenhaftigkeit, sein strenges Pflichtgefühl hielt ihn zurück. Wenn er nicht blieb, und sich der Zustand des Alten plötzlich verschlimmerte, dann war der Aermste rettungslos verloren. Er durfte ihn nicht aufgeben, nachdem er ihn bereits so weit gebracht hatte, daß sein Leben bei einem nur irgendwie günstigen Ausgang des Wundfiebers gerettet war.

„Ah, Gräfin Trautenbach!" rief der Polizeiinspektor verwundert. „Die Frau Gräfin war ja immer so rüstig, ich habe noch gestern die Ehre gehabt, sie ganz wohl und munter zu sehen."

„Sie ist auch nicht eines natürlichen, sondern eines gewaltsamen Todes gestorben."

„Nicht möglich!"

„Das Glas, aus dem sie zuletzt getrunken, hat Blausäure enthalten."

„Lieber Doktor, das ist ja schrecklich! Und was denken Sie von der Geschichte?"

„Ich kann nur annehmen, daß sich die Gräfin selbst vergiftet hat."

„Ganz schauderhaft!"

Jetzt wurden die Fieberphantasien des Alten immer heftiger und nahmen wieder ganz allein die Aufmerksamkeit des Arztes in Anspruch. Er flößte selbst dem Kranken eine beruhigende Medicin ein und wich nicht mehr von seinem Lager, während der Polizeiinspektor selbst ihm bereitwilligst Beistand leistete. Endlich verfiel der Aermste in einen beruhigenden Schlaf, und Holmgren glaubte nun sich entfernen zu können. „Wollen Sie meine Anzeige noch zu Protokoll nehmen?" wandte er sich leise zu dem jungen Beamten.

Dieser machte erschrocken eine abwehrende Handbewegung. „Nein, lieber Doktor, Ihre mündliche Mittheilung genügt mir vollkommen. Morgen wollen wir der Sache näher treten, heute ist es ja doch schon zu spät; aber ich danke Ihnen nochmals herzlich für Ihre rasche und so erfolgreiche Hilfe. Der Alte hat bei allem Unglück Glück gehabt, daß er gerade Ihnen in die Hände gefallen ist. Verehrter Doktor, das ist wirklich kein leeres Kompliment," setzte er eifrig hinzu, als er sah, daß der Andere

dies Lob ablehnen wollte. „Man erwirbt sich nicht unbegründet den Ruf eines tüchtigen Arztes, und den besitzen Sie. Also nochmals schönsten Dank und gute Nacht!“ Die beiden Männer schüttelten sich die Hände, und Doktor Holmgren eilte nun so rasch er konnte durch die dunklen, holperigen Straßen, um die Villa zu erreichen. Als er dort anlangte, lag Alles, wie er wohl erwartet hatte, im tiefsten nächtlichen Schweigen, an keinem Fenster der Villa zeigte sich ein Lichtstrahl. Margareth war gewiß längst zur Ruhe gegangen, und nach der furchtbaren schmerzlichen Aufregung war es ihr zu gönnen, wenn ein sanfter Schlummer ihr wenigstens für einige Stunden Vergessenheit brachte. Er ging deshalb in's Hotel zurück, wo der Wagen, der ihn hergebracht hatte, schon längst auf ihn wartete, und fuhr nach Riva hinunter, wo er erst nach Mitternacht ankam.

Auch am anderen Morgen war es Holmgren nicht möglich, seine Braut sogleich aufzusuchen, wie er die Absicht hatte. Eine Menge Dienstgeschäfte nahm seine Zeit vollkommen in Anspruch, und als er am Nachmittag eben in den Wagen steigen wollte, um endlich Margareth wiederzusehen, wurde er zu einem kranken Kinde gerufen. Ungeduldig lehnte Holmgren anfangs seine Hilfe ab, aber der Mann, ein sehr wohlhabender Hotelwirth, bat so dringend und flehentlich, daß sich der Doktor schließlich doch erweichen ließ und sein Erscheinen versprach. „Nein, kommen Sie gleich,“ jammerte der Herr, der fürchten mochte, daß der junge Arzt sonst sein Versprechen nicht halten würde. „Mein armes Kind liegt im Sterben.“

„Dann gestatten Sie mir wenigstens, daß ich einen ganz kurzen Brief schreibe,“ sagte Holmgren, etwas verdrießlich und zu gleicher Zeit von Mitleid mit dem bekümmerten Vater erfüllt. Er eilte hinauf, warf für die Geliebte ein paar Zeilen auf das Papier, in denen er den Grund seines Fortbleibens angab und um Verzeihung bat. Nachdem er dann noch seinem Burschen den Brief zur direkten Besorgung an die Comtesse eingehändigt hatte, willigte er ein, dem geängstigten Manne zu folgen.

Das Kind, zu dem Holmgren gerufen wurde, war wirklich sehr krank, und nun er einmal am Krankenbette war, wagte er es nicht so rasch zu verlassen. Es war spät am Abend, eh' seine Bemühungen so viel Erfolg hatten, daß er hoffen durfte, das Kind gerettet zu haben. Nun wollte er trotz der vorgerückten Stunde sofort zu seiner Braut hinüberfahren; aber der jetzt überglückliche Vater zwang ihn fast mit Gewalt, eine kleine Erfrischung einzunehmen; er könne ihn ohne dieselbe unmöglich fortlassen. Holmgren fühlte sich in der That sehr erschöpft und gab nach.

So verging wieder eine Weile und es fing allmählig an zu dämmern. Nun, Margareth hatte ja bereits sein Billet, das sie beruhigen mußte. Morgen zu früher Stunde bereits hoffte er sicher, wie er in seinem Schreiben versprochen hatte, sich bei seiner Braut einfinden zu können. Durch die vielen Aufregungen in der That ermattet, suchte er — es war nun schon ganz dunkel geworden — seine Wohnung auf.

Als Holmgren am anderen Morgen sehr spät erwachte, wurde ihm von seinem Burschen mit dem Frühstück eine gerichtliche Vorladung gebracht. Er öffnete etwas verwundert und als er sie gelesen hatte, schlug er zornig mit der Faust auf den Tisch. Wollte ihm denn das Schicksal übellaunisch immerfort neue Hindernisse in den Weg werfen, damit er seine Braut nicht wiedersehen sollte? Die Vorladung lautete auf den heutigen Tag und auf die elfte Stunde; er durfte nicht mehr säumen, wenn er den Termin pünktlich inne halten wollte. In übelster Laune schluckte er sein Frühstück hinunter, und dann setzte er sich widerstrebend an den Schreibtisch, um seinem Bedauern den lebhaftesten Ausdruck zu geben, daß ein neckischer Kobold sich zwischen ihn und seine theure Margareth förmlich drängen wolle und es ihm auch am heutigen Morgen unmöglich mache, sie aufzusuchen. Am Spätnachmittage werde er sich bestimmt einfinden und wenn noch so viele Dämonen sich auch ferner ihm in den Weg stellen wollten. —

Einige Stunden später saß Doktor Holmgren im Gefängniß.

16.

In der Kaiserstadt an der Donau erregte das Auftreten einer Kunstreiterin großes Aufsehen; Etelka Zagabria übertraf durch die Eleganz und Kühnheit ihrer Bewegungen noch die hochgespannten Erwartungen, die man an ihr Erscheinen geknüpft hatte. Es war der Künstlerin der Ruf vorausgegangen, sie habe im Auslande glänzende Erfolge errungen, bereits die Sportsleute von London und Paris in Enthusiasmus versetzt, und man war deshalb auf ihr Auftreten nicht wenig gespannt gewesen. Nun eroberte die Kunstreiterin auch die Herzen der Wiener im Sturm, sie war die Löwin des Tages, und selbst die größten Berühmtheiten der Oper und des Schauspiels traten in den Hintergrund, so lange die Persönlichkeit und die Künste Etelka's noch den Reiz der Neuheit für sich hatten. Sobald sie nur mit der Reitpeitsche in der Hand in der Manège erschien und ihre dunklen prächtigen Augen über die Menge hinwegblitzten, erhob sich ein frenetischer Jubel, der kaum noch eine Steigerung erfahren konnte, wenn sie ihr Pferd bestieg und nun ihre tollsten und verwegensten Künste zum Besten gab.

Etelka war keine außerordentliche Schönheit, aber ihr Antlitz hatte ausdrucks=, ja beinahe geistvolle Züge, und ihre schlanke hohe Gestalt wurde durch das knappe Reitkostüm noch mehr hervorgehoben. Es war um ihre ganze Erscheinung ein eigenthümlicher, fast dämonischer Zauber gebreitet, dem so leicht kein Mann widerstand.

Unter den Kavalieren, welche die schöne, gefeierte Kunstreiterin umschwärmten, that sich der Marchese Vietri besonders hervor. Der Italiener war erst vor Kurzem in Wien aufgetaucht und behauptete nun der Dame gegenüber kühn, daß er halb Europa durchschweift habe, um die Spur der Künstlerin wieder zu entdecken; er habe schon, als er sie in Paris zum ersten Mal gesehen, sein Herz sogleich an sie verloren, und nur eine dringende Angelegenheit habe ihn damals gezwungen, die französische Hauptstadt zu verlassen und in seine Heimath zurückzukehren. Seitdem habe er keine Ruhe mehr gehabt und sie mit der ganzen Gluth und dem ganzen Eifer eines bis zum Wahnsinn Verliebten suchen müssen; er sei jetzt unendlich glücklich, sie gefunden zu haben.

Wenn der Marchese solche Versicherungen mit geläufiger Zunge vorbrachte und jedesmal mit der gleichen Redensart schloß, dann antwortete Etelka gewöhnlich lachend und in ihrer kecken, übermüthigen Weise: „Aber ich bin gar nicht glücklich, Sie zu sehen. Sie langweilen mich.“

Trotz dieser offenen, unverblümten Erklärung gab es der Marchese nicht auf, sich um die Gunst der berühmten Kunstreiterin zu bewerben, und je mehr sie ihn mit ihrer wilden, tollen Laune mißhandelte, je hartnäckiger und eifriger umschwärmte er Etelka, obwohl sie über die erste Jugendblüthe bereis hinaus war. Er ließ sich geduldig Alles von ihr gefallen; sie mochte ihn zur Zielscheibe ihrer Spässe machen, oder ihn wie einen Untergebenen behandeln, von dem sie unbedingt Gehorsam und jeden Dienst forderte; er verlor niemals die Geduld und war stets bereit, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen.

Etelka hatte sich endlich an den Marchese gewöhnt und es hätte ihr vielleicht etwas gefehlt, wenn der Italiener aus der Reihe ihrer Verehrer plötzlich ausgeschieden wäre. Für die Kunstreiterin war es so reizend, ihn mit allerlei Launen quälen zu können, und wenn auch noch Andere sich bereitwilligst dazu hergegeben hätten, bei dem Marchese gewährte es ihr doch eine weit größere Belustigung; er war so beweglich, so komisch in seiner Liebesleidenschaft, kurz, sie fand ihn unterhaltend.

Der Anfang der Schwurgerichtsverhandlung über den Ehrenreich'schen Fall war soeben in den Zeitungen erschienen, und wie wenig auch sonst Etelka geneigt war, sich in irgend eine Lektüre zu vertiefen, diese seltsame Mordgeschichte, von der man jetzt überall sprach, erregte auch ihr Interesse. Als sich heute der Marchese zur gewohnten Stunde bei der gefeierten Kunstreiterin einfand, traf er sie eben damit beschäftigt, sich in das Studium des seltsamen Kriminalprozesses zu vertiefen. „Ach, es ist gut, daß Sie kommen, Marchese!“ rief sie ihm sogleich zu. „Sie müssen mir die gruselige Geschichte vorlesen,“ und sie reichte ihm das Zeitungsblatt hin.

„Ach, ich habe Ihnen ja gestern schon davon erzählt, das weiß ich weit besser, als die Zeitungen da schreiben.“

„Ich hab' gar nicht darauf gehört, denn ich weiß schon, wie schön Sie lügen können,“ sagte Etelka lachend.

„Oho, ich kenne ja den Baron Ehrenreich so genau, wie ich Sie kenne, schöne Etelka, und besitze sogar seine Photographie.“

„Her damit, zeigen Sie,“ befahl Etelka und streckte schon die Hand darnach aus.

„Ich habe sie zu Hause.“

„Dann marsch fort, ich will sie sehen. Das muß ja ein schrecklicher Mensch sein, dieser Baron!“

(Fortsetzung folgt.)

Emin Pascha.

(Mit Porträt auf Seite 241.)

Mit lebhaftester Spannung wartete man lange Zeit hindurch auf Nachrichten aus den Aequatorialprovinzen Afrika's, bis endlich Anfangs April d. J. Stanley's Briefe veröffentlicht wurden, die meldeten, daß Emin Pascha noch immer wohlbehalten in Wadelai mit seinen Streitkräften stehe, aber es abgelehnt habe, dasselbe zu verlassen. Wir bringen auf S. 241 das Porträt dieses vielgenannten kühnen Forschers, der eigentlich Eduard Schnitzer heißt und am 28. März 1840 zu Oppeln in der preußischen Provinz Schlesien als Sohn eines dortigen Kaufmanns geboren ist. Nachdem er auf den Universitäten Breslau, Berlin und Königsberg Medicin und Naturwissenschaften studirt, ging er nach der Türkei, wurde türkischer Hafen= und Distriktsarzt in Albanien und machte 1870 als Militärarzt eine Expedition nach Syrien und Arabien mit. Von 1871 bis 1874 war er der ständige Begleiter Ismael Pascha's in Trapezunt, Erzerum, Konstantinopel und Janina in Epirus, wo Ismael Pascha starb. Im Frühjahr 1875 besuchte Schnitzer zum letzten Male Deutschland und war von da an für seine Freunde eine Zeit lang verschollen. Er war in die egyptische Armee eingetreten, 1876 von Kairo Gordon Pascha in den Sudan gefolgt und wurde unter dem Namen und Titel Emin Effendi zum Chefarzt und 1878 mit dem Titel eines Bey, später sogar eines Pascha, zum Gouverneur der egyptischen Aequatorialprovinz ernannt, in welcher Stellung er seinen Namen für immer mit der Geschichte der Erforschung Afrika's verknüpfen sollte. Als der Aufstand des sogenannten Mahdi losbrach, Khartum gefallen und Gordon ermordet war, galt auch Emin als verloren, bis endlich der Afrikareisende Dr. Junker Briefe von ihm erhielt, welche meldeten, daß er noch immer mit seinen Sudanesen und Egyptern Wadelai, nahe dem Ausfluß des Nils aus dem Albert Nyanza=See, besetzt halte, aber bald keine Munition mehr habe. Da unternahm Stanley im Januar 1887 seinen kühnen Zug zum Entsatze Emin Pascha's, aber es hat fast zwei Jahre gedauert, bis die oben erwähnten Nachrichten von ihm einliefen. Weshalb sich Emin Pascha ihm nicht angeschlossen hat, ist noch nicht bekannt. Inzwischen ist auch eine deutsche Emin=Expedition

ausgerüstet worden, deren Abgang in's Innere von der ostafrikanischen Küste aus bisher durch den dortigen Aufstand verhindert worden ist.

Der Vulkan Tongariro auf Neuseeland.

(Mit Abbildung.)

Auf Neuseeland befindet sich unter dem 39.° südl. Br. ein vulkanisches Gebiet, welches zu den ausgedehntesten und großartigsten unserer Erde gehört und erst in neuerer Zeit genauer erforscht ist. Den Mittelpunkt desselben bildet der Tauposee, im Nordwesten überragt von dem 1100 Meter hohen kraterförmigen Kegel des Tauhara; ostwärts ziehen sich wellenförmige Ebenen hin und im Süden und Südosten steigt die lange Kette der Kaimanawaberge an, über welche der prachtvolle, beinahe regelmäßige Kegel des Vulkans Tongariro (über 4000 Meter hoch) sich erhebt, von dem unsere Abbildung eine von dem Waihohonuthale aus bei Vollmond aufgenommene Ansicht gibt. Die dunkle Rauchsäule, welche aus seinem Gipfelkrater beständig aufsteigt, Nachts oft von einem Gluthschein erhellt, bezeugt, daß dieser Vulkan noch immer thätig ist, wofür auch die zahlreichen heißen Quellen sprechen, welche die Ufer des Tauposee's umgeben. Der Tongariro ist seit 1839 mehrmals bestiegen und genau untersucht worden. Er endet am Gipfel mit einem gewaltigen trichterförmigen Krater von etwa 150 Meter Durchmesser und einer ganz enormen Tiefe, aus welcher fortwährend unter dumpfem Rollen und Poltern dicke Schwefeldünste und Aschenwolken aufsteigen, welche alle Innenwände des Kraters mit einer Schicht von sublimirtem Schwefel überzogen haben. Von Zeit zu Zeit entringen sich dem Tongariro auch frische Ströme glühender Lava als Zeugen seiner andauernden Thätigkeit.

Die ersten Kirschen.

(Mit Bild auf Seite 245.)

Schon oft hat der kleine Hans sehnsüchtige Blicke nach dem großen Kirschbaum im Garten geworfen, aber die Mutter hat gemeint, die Früchte seien noch nicht ganz reif. Heute nun hat der Vater endlich die ersten Kirschen vom Baume geholt; einen großen Korb voll hat er gepflückt und noch ein paar Zweige, die recht voll hingen, obenauf gelegt. Bei diesem Anblick hat der Kleine ordentlich vor Vergnügen gejubelt, und die Mutter hat ihrem Liebling denn auch gleich eine große Schüssel mit den saftigen Früchten gegeben. So sehen wir auf dem hübschen Bilde von R. Epp, das unser Holzschnitt auf S. 245 wiedergibt, den kleinen, nur mit dem Hemdchen bekleideten Burschen auf einem untergelegten Kissen dasitzen. Mit der einen Hand hält er die Schüssel und mit der anderen führt er eine der süßen Kirschen nach der anderen zum Munde, während die großen Kinderaugen dabei vor Freude über diesen willkommenen Schmaus ordentlich leuchten.



Der Vulkan Tongariro auf Neuseeland.

Der schwarze Hund.

Eine Erinnerung aus Ungarn.

Von

Paul Wernecke.

(Nachdruck verboten.)

„A fekete kutya": Der schwarze Hund! Warum man ihn eigentlich so nannte, das habe ich nie erfahren. Es war übrigens nichts Verächtliches in der Bezeichnung; gar Viele sprachen den Namen mit Scheu und Zagen, Manche mit einer gewissen Achtung aus, und ich habe Keinen über denselben lachen sehen. Es war eben ein Name geworden, wie mancher andere auch; ganz so, wie es bei uns ja einen Ritter v. Schweinsberg oder Hund von der Haften gibt; das sind Familienbezeichnungen, ehrenvoll oder nicht, je nach den Eigenschaften des jeweiligen Trägers, in deren Wortlaute man jedoch nichts zu suchen pflegt.

Ehe er ein Betyar (Räuber) wurde, rief man ihn Jáncsi; damals stand er in Diensten des Grafen A., aus denen er fortlief, vielleicht weil es ihm schicklicher erschien, selbst einmal Herr und frei zu sein, statt sich kommandiren zu lassen. Er hat sein Ziel erreicht, denn bald nach seinem Verschwinden tauchte in der Nähe seines alten Wohnortes eine Bande der szegény legény (arme Burschen=Räuber) auf, der man nachsagte, daß sie von dem wilden Jáncsi geführt werde.

Die „armen Burschen" machten das Herz manches reichen Grundbesitzers, manches verrufenen Wucherers schwer, indem sie deren Geldbeutel erleichterten, benahmen sich aber sonst so ritterlich, wie das jede, ungarische Verhältnisse behandelnde Novelle mit mehr Reiz als Wahrheitsliebe zu schildern pflegt. Jedenfalls ließ sich nicht leugnen, daß der fekete kutya Unterschiede zu machen wußte. Tollkühnheit, Rücksichtslosigkeit, Rachsucht bis zur Grausamkeit waren bei dem eigenthümlichen Menschen verbunden mit einer gewissen Gutmüthigkeit gegenüber elenden oder gleichgiltigen Personen, und eine Art wilden Humors hat er nie verleugnet.

Zu der Zeit, als ich beauftragt wurde, die Projekte einer Eisenbahn auszuarbeiten, welche die Güter des Grafen A. und die endlosen Waldungen des Fürsten M durchschneiden sollte,



Die ersten Kirschen. Nach einem Gemälde von R. Epp. (S. 244)

hatte sich der Räuber gerade in den Waldungen des Fürsten M. einen bequemen Schlupfwinkel ausgesucht und lebte mit dem Forstpersonal, dem er durch Wilddieberei im Großen sehr lästig wurde, in stetem Zwiste. Mein Bestimmungsort aber war eines der fürstlichen Jägerhäuser, da die menschenarme Gegend keinen bequemeren Ausgangspunkt für meine Arbeiten bot.

Es war in den ersten Tagen des August und das Wetter heiß und schwül, als ich in gemietheter offener Pritschka meine Reise antrat. Am Abend des dritten Tages langte ich an dem einsamen Gehöft an, das mein Wohnplatz für die nächste Zeit sein sollte.

In Förster Szécsi fand ich einen kräftigen Mann in mittleren Jahren, der mich freundlich willkommen hieß. Nachdem ich mir sodann Arbeiter aus einem der abgelegenen Dörfer verschafft hatte, begann meine Thätigkeit, und ich zog Tag für Tag im Morgendämmern hinaus in die schweigenden Wälder.

Eines Morgens war ich ohne jede Begleitung ausgegangen, um die Fortsetzung meiner Vermessungen zu studiren; nach Beendigung der Rekognoszirung streckte ich mich neben einer kleinen Waldwiese behaglich in das Moos, denn Weg und Hitze hatten mich ermüdet. Aus einer Art Halbschlaf, in welchen ich verfallen war, schreckte mich ein nahes Geräusch auf; fünfzehn Schritte vor mir stand, soeben aus dem Dickicht hervorgetreten, ein Wolf, der mich mit starren Blicken anstierte und durch das Zucken am Oberkiefer, welches das blanke Gebiß entblößte, seine Erregung verrieth. Ein ungewohnter Anblick, denn selbst im Winter hatte mir ein Wolf auf solche Nähe selten Stand gehalten. Ich riß den Revolver heraus, der Schuß krachte, ich sah das häßliche Thier zusammenzucken und sich zur Flucht wenden. Rasch sprang ich auf und nach, erblickte den Wolf noch einige Male zwischen den grauen Stämmen der Bäume und gab noch zweimal Feuer, ohne zu treffen. Langsam wendete ich mich dann nach der Lichtung zurück, meine Waffe untersuchend, schoß die zwei, noch in der Trommel steckenden Patronen nach einer auffallenden Stelle an einem Eichenbaume ab, und war im Begriff, neu zu laden, als ich zu meiner Verwunderung bemerkte, daß mein Schießvorrath zu Ende war. Bei den raschen Bewegungen mochte der Verschluß der Tasche aufgegangen, und die Patronen herausgefallen sein.

Ich suchte im Kreise umher, aufmerksam, aber lange vergeblich, endlich fand ich doch noch eine der Patronen und richtete mich vom Boden auf, die weiteren Bemühungen aufgebend. Da standen vor mir, wie aus der Erde gewachsen, drei Kerle, die Bunda*) über der Schulter und den Fogos (Beilstock) in der Hand, die mich offenbar schon einige Zeit beobachtet hatten. Der Erste trat hart an mich heran, langte ohne Gruß nach der Feldflasche, die an meiner Seite hing und deren silberner Becherdeckel ihm gefallen mochte, und forderte in frechem Tone: „Gib mir zu trinken!"

Meine Lage war gerade nicht verlockend, denn ich sah sofort, daß ich mit Kollegen des berüchtigten Jáncsi zu thun hatte; aber an die Unterwürfigkeit des Landvolkes gewöhnt, reizte mich die unverschämte Manier des Burschen zu heller Wuth; die Thatsache, daß ich unglücklicher Weise einen größeren Geldbetrag bei mir führte, ließ mir mein Entkommen aus diesen Händen sehr wünschenswerth erscheinen, und ich überlegte nicht lange. Ehe einer der Betyaren auf Widerstand gefaßt war, saß dem Vordersten meine linke Hand unter dem Kinn, so daß die Zähne krachend zusammen schlugen und der Körper, zurücktaumelnd, schwerfällig zu Boden schlug, meine Rechte aber, mit dem schweren Revolver bewaffnet, traf den Zweiten voll in das Gesicht, daß er mit einem Fluch zurückprallte und den letzten seiner Kameraden hierbei anstieß und in Verwirrung brachte.

Diesen Moment benützend, kehrte ich mich um, sprang in das Dickicht, lief einen Hang hinab, an dessen Fuß ein Bach zwischen Büschen sich schlängelte, folgte in rasender Eile dem Wasserlaufe und gelangte glücklich nach dem Försterhause.

Mit der Harmlosigkeit war es nun allerdings für mich vorbei, und ich mußte jeden Augenblick auf einen Ueberfall vorbereitet sein. Es war eines Morgens, bald nach dem soeben erzählten Vorfall, wohl eine Meile vom Waldhaus entfernt, an einer Stelle, an der ödes Haideland wie eine Bucht in die Waldung eingreift; ich saß mit meinen Leuten frühstückend an einem Steppenbaum, welcher vielleicht hundert Schritte vom Waldsaum abgelegen war. Vor mir stand, von einem Schirm beschützt, das große Meßinstrument, auf dessen Metalltheilen die Reflexe des Sonnenlichtes flimmerten, während die Fähnchen meiner ausgesteckten Signalstangen an verschiedenen Punkten im Morgenwinde flatterten.

Mein Behagen wurde plötzlich durch das Erscheinen eines Mannes unterbrochen, der, ein Gewehr schußfertig in der Hand, sich vorsichtig umblickend, aus dem Gehölz trat; ihm folgten, Einer nach dem Andern, noch acht fragwürdige Gestalten, Alle bewaffnet, in weiße Bundas eingehüllt und den Kopf mit Lammfellmützen bedeckt. Auf ein Zeichen des Ersten, der sein Gewehr über die Schulter warf, blieben die Begleiter zurück, während er raschen Schrittes auf mich zukam.

„Der fekete kutya," hörte ich meine Leute flüstern.

Er machte keinen unangenehmen Eindruck, schlank gewachsen, nahm er sich in der kleidsamen Tracht nicht übel aus, seine Bewegungen waren leicht und sicher, und sein Kopf besaß das scharfgeschnittene Profil, die dunklen Augen und die an mongolische Abstammung erinnernde Nüance der Gesichtsfärbung, wie man sie bisweilen unter den magyarischen Bewohnern Ungarns antrifft.

Er begrüßte mich kurz, aber höflich. „Sie arbeiten an dem Projekt der neuen Eisenbahn?" fragte er, und fuhr, als ich bejahend geantwortet hatte, fort: „Fürchten Sie nicht, daß ich Ihrer Thätigkeit Hindernisse in den Weg legen werde, eine Vermehrung unseres Verkehrs ist auch mir durchaus nicht unerwünscht, wer ich bin, werden Sie wohl vermuthen?"

Ich erwiederte, daß ich den früheren Diener des Grafen A. in ihm zu sehen glaube, wenn es so sei, so wäre mir sein Ruf nicht unbekannt.

„Nun, sagen Sie immerhin, daß Sie mich für den ‚schwarzen Hund' halten," rief er lachend, „ich lasse den Namen gelten!" Dann ernster werdend, sah er mich an: „Mit Ihnen scheint auch nicht gut zu spaßen, Sie haben mir zwei meiner Leute bös zugerichtet!"

„Wären dieselben höflicher gewesen, würde auch ich es gewesen sein," war meine Antwort, „sagen Sie selbst, was sollte ich Anderes thun, ich hatte nicht lange Zeit zum Ueberlegen?"

„Es ist den Burschen Recht geschehen," erwiederte er, „ich hatte untersagt, Sie zu belästigen und hoffe, Sie werden von jetzt an Ruhe haben, doch hüten Sie sich immerhin vor einer nochmaligen Begegnung mit jenen Zweien, mein ausdrückliches Verbot dürfte Sie vor ihrer Rache nicht genugsam schützen. Und nun: auf Wiedersehen!"

Damit wandte er sich, den Kalpak lüftend, und war bald wieder mit seinen Gefährten im Dunkel des Waldes verschwunden.

Sein Abschiedswunsch sollte rascher in Erfüllung gehen, als ich ahnen konnte. Nachdem meine Arbeiten ein gewisses Ziel erreicht hatten, machte sich eine Besprechung mit vier Kollegen nothwendig, welche etwa fünf Meilen nördlich von mir ihren Wohnsitz genommen hatten und mir theilweise entgegen arbeiteten. Wir trafen uns, dem schriftlichen Abkommen gemäß, in einem Haidekrug, der etwa drei Meilen vom Forsthause und nahe der Waldesgrenze gelegen war. Nach Beendigung unserer Geschäfte blieben wir noch plaudernd beisammen, nicht an Aufbruch denkend. Der Wirth hatte sich mit den Seinen zur Ruhe begeben, nachdem er uns Weinvorrath in großen Cylinderflaschen zur Hand gestellt hatte, nur sein Sohn war im Schänkzimmer zurückgeblieben und hinter dem Gitter eines dunklen Verschlages eingeschlafen. Die Talgkerzen brannten trüb auf dem Tisch, kaum den nächsten Umkreis erhellend, und der Rauch unserer dampfenden Tschibuks zog in Ringen und Streifen durch den kärglichen Lichtschein.

Daß unsere Gespräche auch des fekete kutya und seines Zusammentreffens mit mir gedachten, war erklärlich. Manches mir noch neue Abenteuer wurde von dem furchtlosen Betyar berichtet, darüber gestritten und kritisirt, und daß die Rede nicht bedachtsam floß, dafür sorgte das stets erneute Getränk.

„Mir sollt' er kommen," rief endlich einer der Serben, mit der Hand an seinen Revolver schlagend, „mir sollt' er kommen, ich wollt' ihm schon zeigen, daß ich das Treffen nicht verlernt hab'!"

„Hast Recht, Bácsi," stimmte mein ungarischer Freund bei, „es ist eine Schande für uns, daß der Kerl noch nicht am Galgen hängt. Wie man mit solchem Gesindel unterhandeln kann, während man eine Waffe zur Hand hat, ist mir unverständlich!"

„Zum Teufel auch, ihr Herren," rief ich endlich, vom Weine erregt, als ich merkte, daß man auf mich stichle, „was hättet ihr denn thun wollen in meiner Lage?"

„Niederknallen, Freundchen, niederknallen ohne Weiteres!" schallte es mir entgegen.

„So? Und die anderen Acht, die bei ihm waren?"

„Ach was, die hätten doch Fersengeld gegeben, sobald sie merkten, daß es Ernst wurde!"

„Nun, ich werde mich hüten, an Stelle eurer schlechten Polizei den Panduren zu spielen," rief ich ärgerlich.

„Das dürfte auch das Beste sein!" sagte da eine fremde Stimme ruhig hinter mir, und eine Hand legte sich leicht auf meinen Arm. Mich umwendend, erkannte ich sofort den Gegenstand unseres Gespräches, der mit spöttischem Lächeln die erstaunten Gesichter musterte. „Ich bitte ergebenst," fuhr er fort, während mir die Höflichkeit der Aufforderung mit dem Ton, in dem sie erfolgte, nicht ganz im Einklang zu stehen schien, „belieben Sie Ihre Blicke nach der Thüre zu richten."

Unwillkürlich folgten unsere Augen der seine Rede begleitenden Geste, und wir sahen im Halbdunkel der schwachen Beleuchtung zwei Kerle den einzigen Ausgang bewachen, die Läufe ihrer Doppelflinten auf uns gerichtet. Jáncsi aber kreuzte die Arme über der Brust und sagte langsam und kalt: „Die Beiden dort haben den strengen Befehl, bei der ersten verdächtigen Bewegung Feuer auf Sie zu geben; ich belauschte Ihre Gespräche zufällig vom Fenster aus. Und nun bitte ich um Ihre Waffen."

Er trat näher an den Tisch, und Jeder von uns reichte wortlos den Revolver hin. Der Räuber nahm dieselben dankend entgegen, schritt auf eines der kleinen Fenster zu, öffnete dasselbe und reichte die Waffen einem draußen

*) Mantel aus Ziegenhaar oder langhaariger Wolle.

befindlichen Kameraden zu. Einen Revolver ließ er nach aufmerksamer Betrachtung auf der Fensterbrüstung zurück. Dann kehrte er sich wieder zu uns.

„Nun Ihr Geld und Ihre Uhren, wenn es gefällig ist, meine Herren."

Auch das wurde ihm schweigend übergeben, von mir wies er jedoch das Dargebotene zurück. „Lassen Sie nur, wir sind ja alte Bekannte," wehrte er ab und wendete sich dann noch einmal zu meinen Gefährten. „Ich hoffe, Sie werden sich das heute Erlebte für die Folge zu Herzen nehmen und mit Ihrer Zunge von jetzt ab etwas vorsichtiger umgehen. Ihnen aber," sprach er, schon im Fortgehen begriffen, zu mir, „habe ich den Revolver an das Fenster gelegt, Sie dürften denselben wohl nicht gern entbehren. Gute Nacht, meine Herren!" Damit war er aus dem Zimmer verschwunden.

Gleich darauf fielen die Kolben der beiden Gewehre mit dumpfem Aufschlag auf den Lehmestrich nieder, die Thüre schlug hinter den beiden Wächtern in's Schloß, und wir waren wieder allein. Unsere gute Laune kehrte trotz der Ernüchterung und der seltsamen Vorfälle bald zurück, und die einzige Sorge meiner Freunde bestand darin, bei Bekanntwerden der Sache allzu sehr ausgelacht zu werden. Dieses Gefühl stellte sich in der Folge als berechtigt heraus, denn wenn auch ich das gelobte Schweigen anfangs bewahrte, so hielt doch unser Wirth seine Zunge nicht lange im Zaume, und die Geschichte war bald in Aller Mund.

Meine Arbeiten näherten sich nunmehr ihrem Ende. Der Marientag war heran gekommen, und ich beschloß, denselben zu einem Besuch der nahen Gebirgskette zu benutzen, in der nach Versicherung der Leute an leicht auffindbarer Stelle eine Tropfsteingrotte sich befinden sollte. Mein Wirth, der Förster, wollte nach Búr Szent Vilmos, einem entfernten Kirchdorf, fahren, und verließ das Gehöft schon früh am Morgen ohne Begleitung auf einer leichten Pritschka, deren Bespannung er selbst lenkte. Eine Stunde nach ihm brach auch ich auf. Der Förster hatte mir zu meinem Vorhaben ein Reitpferd geliehen, und ich trabte, mich der sonnigen Septemberfrühe erfreuend, durch den leise rauschenden Wald.

Aus meinen Betrachtungen wurde ich durch ein leichtes, aber auffallendes Geräusch, das von links her aus dem Gehölz zu kommen schien, aufgeschreckt, und mußte gleich darauf die Zügel meines Braunen fest anziehen, der, unruhig wiehernd, nach jener Seite drängte und nicht übel Lust zeigte, vom Pfade abzuweichen. Mit Anstrengung brachte ich ihn zum Stehen und horchte nun nach der Gegend zu, von welcher her ich die Laute vernommen hatte, mich gleichzeitig aufmerksam umblickend. Der Ton kehrte nicht wieder, aber zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß frische Spuren die Weglichtung kreuzten; Thau und Fäden waren an einer Stelle abgestreift, Zweige gebrochen, Gräser geknickt, und es erschienen die Eindrücke von Wagenrädern, sowie die Zeichen, welche ein Pferdehuf zurückläßt.

Ein Gefährt, das quer durch die Waldung, durch weglose Wildniß offenbar kurze Zeit vor mir gekommen, war eine zu auffallende Erscheinung, um mich nicht zur Nachforschung zu veranlassen. Rasch entschlossen nahm ich den Reitstock in die linke Hand zu den Zügeln, faßte den Revolver schußfertig in die Rechte und versuchte, der merkwürdigen Fährte zu folgen. Mein Thier gab dem Zügel und Schenkeldruck willig nach und ging mit auffallender Eile vor. Plötzlich erblickte ich auf einer kleinen Waldblöße die beiden Schimmel des Försters, die ruhig grasten und dann plötzlich mit raschem Anziehen den leichten Wagen nach mir vorrückten, ihren Stallgefährten, den ich ritt, mit freudigem Wiehern begrüßend. Zur Seite des Gefährtes aber sah ich als Opfer eines grausamen Verbrechens den Körper meines Wirthes, den Kopf nach unten, mit den gefesselten Füßen an einem starken Ast befestigt und in langen Schwingungen hin und her schaukelnd. Mit einem Sprung war ich aus dem Sattel, drängte die Wagenpferde nach der Stelle, wo der Förster lag, hob Kopf und Leib empor, so daß der Körper auf dem Hintersitz der Pritschka Unterstützung fand, und durchschnitt, auf dem Wagen stehend, den Strick. Ich legte dann Szécsi auf den Wiesengrund nieder, befreite die Füße von den fesselnden Riemen und hatte die Freude, den Armen die Augen aufschlagen zu sehen, während ich um ihn bemüht war. Offenbar war ich noch zu rechter Zeit, wenn auch in der letzten Minute gekommen.

Der Förster war sonst unverletzt, und da die Lage, in welcher ich ihn fand, erst im Augenblick meines Kommens eingetreten war, erholte er sich rasch von der ihm zugefügten Unbill, wenn auch die entsetzliche Aufregung, in der er während der verflossenen letzten Stunde gewesen war, noch nachwirkte. Nach kurzer Rast konnte er den Wagen besteigen; ich führte die Pferde mit einiger Mühe auf den Weg zurück, band mein Reitthier an die Wagenlehne und lenkte heimwärts.

Unterwegs erfuhr ich die Geschichte dieses schrecklichen Morgens. Der Förster war von sechs Betyaren unter Anführung des „schwarzen Hundes" überfallen, gebunden und mit dem Wagen nach jener entlegenen Stelle, wo ich ihn auffand, geführt worden. Dort wurde er unter Hohn und Lachen an dem Aste befestigt, während man zur Verlängerung seiner Leiden den Oberkörper auf dem Wagen liegen ließ, darauf rechnend, daß die Pferde nach und nach den Ort verlassen und den Unglücklichen unfehlbar einem qualvollen Tode überliefern würden. Mit der Versicherung, sich in einigen Tagen nach seinem Befinden erkundigen zu wollen, waren die Schufte verschwunden. Als ich ankam, hatte Szécsi bereits geraume Zeit in Todesangst verbracht, versuchend, durch Zuruf und schmeichelnde Rede die Pferde auf der Stelle zu erhalten, bis dieselben beim Erscheinen meines Braunen plötzlich vorwärts gegangen waren.

Ich hatte nunmehr genug von Räuberpoesie und Betyarenfreiheit gesehen, um nicht zu wünschen, so bald als möglich den Schauplatz meiner bisherigen Thätigkeit zu verlassen. Ende September konnte ich endlich meine Leute entlassen, da ich ihrer nicht mehr bedurfte, und meine Gepäckstücke standen schon zur Abreise bereit, als ich einen letzten Gang durch das Gebiet meiner Arbeiten beschloß, um noch einmal alle Verhältnisse zu prüfen und mich zu versichern, daß nichts vernachläßigt worden sei. Ich war zeitig und ganz allein hinaus gegangen, hatte meine Inspektion gegen Mittag beendet und mich auf den Rückweg begeben. Einmal war ich, als ich den Weg abzukürzen gedachte, irre gegangen, gelangte aber bald an eine einsame Waldstelle, die mir von früher bekannt war, so daß ich nun sicher sein konnte, von hier aus nicht fehl zu gehen. Ich stand einige Minuten in stiller Betrachtung still, als ich plötzlich ein leises Pfeifen zu hören glaubte; gleichzeitig ward ich von hinten umfaßt und niedergeworfen. Zwei Hände hielten meinen Mund durch ein starkes Tuch verschlossen, dasselbe rückwärts mit festen Knoten befestigend, meine Arme wurden nach hinten gezogen, und gleich darauf die Füße zusammengeschnürt, alles das so schnell, daß ich bereits hilflos da lag, ehe ich in den zwei Kerlen, die nun vor mir standen, jene beiden Gegner erkannte, mit denen ich bei unserem ersten Zusammentreffen allerdings etwas grob umgegangen war.

Während dessen hörte ich einen erneuten Pfiff, die Strolche stutzten, hoben mich auf, stellten mich an den nächsten Stamm, mit dem Gesicht der Lichtung zugewendet, und begannen, mich mit einer jener lassoartigen Schlingen, wie sie der ungarische Csikos zum Einfangen der Steppenpferde benützt, an den Baum festzuschnüren. Das geschah lautlos und mit großer Behendigkeit, bis ein drittes Signal sie innehalten ließ; sie sahen nach dem jenseitigen Rande der Lichtung, wo ein mächtiger Weidenbaum stand, neben dem ich jetzt eine Anzahl Männer, darunter den fekete kutya, erkannte, riefen mir ein grimmiges „Auf Wiedersehen!" zu und verschwanden seitwärts im Dickicht, mich in der hilflosesten Lage zurücklassend.

Verzweiflungsvoll mühte ich mich ab, die Seile von mir abzustreifen, vergeblich versuchte ich zu rufen, nur ein dumpfes Stöhnen kam aus dem geknebelten Mund, und nach langen, fruchtlosen Mühen, die alle meine Kräfte erschöpft hatten, hielt ich inne, um für neue Anstrengung mich zu sammeln.

Wie ich so stand und planlos hinausstarrte, und die Gedanken wie im Fieber durch das Gehirn irrten, mochte wohl eine Stunde vergangen sein, und ich erblickte, als mein Auge die Weide traf, den Versammlungsplatz der Betyaren einsam; nur Jáncsi selbst war zurückgeblieben, er schien am Fuße des Baumes auszuruhen, vielleicht zu schlafen. Aber zur Seite, dort nach rechts, was war das? Da stand, das Gewehr schußbereit in den Händen, den Leib nach vorwärts geneigt, ohne Bewegung Szécsi, der Förster.

Ich sah, wie er die Waffe erhob, nach dem Schlafenden zu, ich vernahm einen Laut, hörte, wie der Förster den schlafenden Bandenführer anrief, sah, wie derselbe erwachend aufschreckte, wie sein Arm sich unwillkürlich ausstreckte, ob abwehrend oder um nach seinem Gewehr zu greifen, ich weiß es nicht; dann erblickte ich das schwache Aufleuchten, das weiße Rauchwölkchen eines Schusses, dessen Ton scharf an mein Ohr schlug und dann leise und verhallend durch den Wald zog.

Wie ein Nebel hatte es sich über meine Augen gelegt, ich war zusammengezuckt, und als ich wieder aufsah, um mich zu vergewissern, daß ich nicht geträumt habe, war Szécsi verschwunden, aber an der Weide lag still und regungslos zurückgesunken der Räuber, gefällt von der Hand Desjenigen, dem er vor wenigen Tagen den Tod zu bringen gesucht hatte.

So endete der, den ich unter dem Namen des „schwarzen Hundes" gekannt hatte.

Durch die heftigen Bewegungen, mit denen ich in den letzten Minuten an meinen Fesseln gerüttelt hatte, schienen dieselben an der einen Hand etwas gelockert worden zu sein, wahrscheinlich waren sie in der Eile doch nicht so fest geschürzt, als beabsichtigt sein mochte. Es gelang mir endlich, meine Rechte frei zu machen; mit derselben erlangte ich mein Messer, das zu öffnen mir nach einiger Mühe glückte, und mit dem ich mich schließlich der Bande vollständig entledigen konnte. Unter steter Befürchtung, entdeckt und verfolgt zu werden, mit schmerzenden Fuß- und Handgelenken, erreichte ich mühsam das Forsthaus, wo mich die Erschöpfung in einen unruhevollen, durch schreckende Träume gestörten Schlaf versinken ließ.

Früh am anderen Morgen verließ ich den Ort, an dem ich fast zwei Monate unter so eigenartigen Verhältnissen verlebt hatte. Szécsi sah ich nicht wieder, er war über Nacht nicht heimgekehrt. Von dem Gesehenen schwieg ich, mich darauf beschränkend, mein Erlebniß mit den beiden Betyaren zu erzählen. Ich war froh, mit heiler Haut davon gekommen zu sein,

und hatte meine besonderen Gedanken, als ich bald darauf in den Zeitungen las, daß der „schwarze Hund“ bei einem Zusammentreffen mit dem Forstpersonal des Fürsten M. getödtet worden sei. Die Genossen Jáncsi's haben sich, wie ich später hörte, bald darnach in verschiedene Komitate zerstreut.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

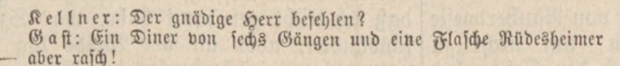
Wie man populär wird. — Der amerikanische General Ben Butler, der als Advokat eines bedeutenden Rufes genoß, wußte in seinen jüngeren Jahren jede Gelegenheit zu benutzen, um von sich reden zu machen. Einst war er in Boston vom Staate bestellter Rechtsbeistand eines in flagranti ergriffenen und schon oft bestraften Spitzbuben. Als er sich in den Sitzungssaal begab, trat der Sheriff auf ihn zu und überantwortete ihm seinen Klienten mit den Worten: „Nun machen Sie einmal den Mann, den ich Ihnen hier übergebe, frei!“ Der Richter meinte natürlich, daß das nach Lage der Sache unmöglich sei. Ben Butler aber sann eine kleine Weile nach und bat dann den Sheriff, so gut zu sein und ihm das schriftlich zu geben, was er soeben mündlich zu ihm gesagt habe, er werde dann sehen, was sich thun lasse. Der also Aufgeforderte schrieb lachend die wenigen Worte auf ein Blatt Papier und überreichte es Butler. Dieser stellte nunmehr den Antrag, da ihm der Fall völlig unbekannt wäre, ihn mit seinem Klienten in ein besonderes Zimmer zu lassen und es der Sicherheit wegen zu verschließen, damit er sich ein Urtheil über die Angelegenheit bilde und seine Vertheidigung darnach einrichten könne. Seinem Wunsche ward entsprochen, und nun fragte Butler den Dieb, ob er den Diebstahl, dessen er angeklagt sei, wirklich verübt habe. Der Mann entgegnete ganz ruhig, unmöglich könne er das Verbrechen leugnen, denn er sei ja auf der That ertappt und festgenommen worden. Butler schüttelte den Kopf und sagte nichts, sah aber wiederholt nach seiner Uhr. Nach kurzer Zeit wandte er sich wieder an den Klienten, und durch das Fenster weisend sprach er: „Sehen Sie dort den Zug auf dem Bahnhofe halten? Derselbe geht in zehn Minuten nach Canada ab, öffnen Sie das Fenster, springen Sie hinaus und versuchen Sie mit ihm auf britisches Gebiet zu kommen. Hier ist Reisegeld, ich wünsche Ihnen glückliche Reise!“ Daß sich der Verbrecher diesen verlockenden Vorschlag nicht zweimal machen ließ, ist klar. Im Umsehen war er draußen und steuerte dem bezeichneten Zuge zu. Derselbe war längst abgegangen und immer noch ließ der Advokat nichts von sich hören, gab auch kein Zeichen, daß man ihn herauslassen möge. Dem Sheriff mochte die Zeit nachgerade lang werden, und er klopfte endlich an, fragend, ob man noch nicht fertig sei. „Gewiß,“ rief Butler, worauf sich der Schlüssel im Schlosse drehte, und der Beamte auf der Schwelle erschien. „Wo ist denn aber der Gefangene?“ fragte er sofort. „Ich sehe ihn ja nirgends.“ — „Ich auch nicht,“ meinte der junge Rechtsgelehrte ganz trocken, „denn er dürfte jetzt wohl ungefähr die canadische Grenze passirt haben. Haben Sie, Herr Sheriff, mir nicht schriftlich den Auftrag gegeben, den Mann frei zu machen? Nachdem ich mir von ihm den Sachverhalt habe vortragen lassen, konnte ich sofort klar sehen, daß hier keine Vertheidigung der Welt im Stande sein würde, ihn von der Strafe zu befreien. Somit mußte ich, um Ihrer Weisung nachzukommen, einen anderen Weg zu seiner Freiheit suchen, und der führte mich auf einen soeben nach Canada abdampfenden Zug, welchen ich meinem Klienten auf das Angelegentlichste empfahl. Jedenfalls hat er Gebrauch von meinem Rathe gemacht, und daher dürfte die Sache zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt sein.“ — Ben Butler's Popularität gewann durch diesen Streich ganz enorm, sämmtliche Gauner Amerika's wünschten nur ihn zum Vertheidiger, und so wurde er ein berühmter Mann. [O. v. Briesen.]

Humoristisches.





Erkannt.



Kellner: Der gnädige Herr befehlen?
Gast: Ein Diner von sechs Gängen und eine Flasche Rüdesheimer — aber rasch!

Erster Kellner: O jeh — das ist ja ein Kollege von uns!
Zweiter Kellner: Wie so?
Erster Kellner: Ja, siehst Du denn nicht — er hat ja die Serviette unter dem Arme!

Ein Königswort. — Einen schönen Charakterzug Ludwig's XVI., des unglücklichen Erben des Thrones Frankreichs und — der Verbrechen seiner Vorgänger, erzählt Frau v. Campan, die Oberhofmeisterin Marie Antoinette's. Der Schloßverwalter von Versailles hatte während der Abwesenheit des Königs eines von den unbedeutenden Zimmern des Palais neu dekoriren lassen und dafür 30,000 Franken in Rechnung gestellt. Als der König bei seiner Rückkehr von dieser Ausgabe erfuhr, war er entrüstet und rief dem Verwalter, der sich mit der verhältnißmäßigen Geringfügigkeit der Summe entschuldigen wollte, die denkwürdigen Worte zu: „Und das nennen Sie geringfügig? Herr, wissen Sie, daß ich mit diesem Gelde dreißig Familien hätte glücklich machen können!“ [v. Sp.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 30:
Betrüge nicht, Du hast nicht Rast
Noch Ruh', wenn Du betrogen hast.

Räthsel.

Bei Tisch werd' gern ich als Dessert genossen;
Streichst Du mein letztes Zeichen fort, verdrossen
Ist der dann sicher, der mich muß ertragen;
Und geht mein erstes Zeichen noch, besagen
Will ich alsdann so viel wie Platz und Stelle.
Wer kündet nun die Lösung schnelle?

L. Maurice.

Auflösung folgt in Nr. 32.

Silben-Räthsel.

Aus folgenden Silben sollen acht Wörter gebildet werden, deren An- und Endlaute, von oben nach unten gelesen, eine sprichwörtliche Redensart ergeben:

bor, di, di, du, e, glas, go, i, in, li, mu, ra, ra, rad, roc, tah, ti, u, wad, wein.

1) Ein Gefäß. 2) Ein Farbstoff. 3) Ein Hohepriester. 4) Ein französischer Marschall. 5) Ein nordamerikanischer Staat. 6) Name mehrerer türkischer Sultane. 7) Ein Fluß in Indien. 8) Eine Stadt in Schlesien.

[Franz Marx.]

Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösung des Räthsels in Nr. 30: arm, Arm.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.